



Vierziger-Jahre-Film*
Romanzen zwischen GI's und Girls

Immer größer wird die Zahl der Enthusiasten, die ihre Freizeit im Lifestyle des Amerika der vierziger Jahre verbringen: Sie treffen sich in speziellen Klubs, kleiden sich wie Humphrey Bogart und Lauren Bacall, tanzen zum Big-Band-Swing von Glenn Miller oder träumen sich hinein in den Kino-Glamour der großen Zeit von Hollywood – wie etwa der kleinwüchsige Schlosserlehrling Peter Norman, der sich zweimal in der Woche in Edward G. Robinson verwandelt, das schiefe Grinsen inklusive.

Vor dem „The 100 Club“ in der Oxford Street, wo fast jeden Abend eine große Forties-Party stattfindet, wird er herzlich begrüßt von Frauen in Hosen à la Dietrich und knöchelknackenden Plateauschuhen. Andere tragen kurze, schwarze Taftkleider oder jene raffiniert geschnittenen Abendroben, in denen Jane Russell die Phantasien mehrerer Männer-Generationen entzündete.

Die Herren sind in weitgeschnittenen Zweireihern erschienen, ihre pomadierten Haare glänzen mit ihren Schuhen um die Wette. Bei manchen lugt sogar eine weiße Gamasche unter dem Hosenbein hervor, andere tragen Strumpfhalter. „Als ich das erste Mal hierherkam, war ich allein“, sagt Norman. Jetzt habe ich eine Menge Freunde, und wir werden jeden Tag mehr.“

Die meisten der Forties-Fans kommen aus den trostlosen Vororten von London. Viele sind arbeitslos, andere jobben herum oder arbeiten als Sekretärinnen oder kleine Bankangestellte. Zwischen sieben und acht Pfund Eintritt

* Tanzszene aus dem US-Film „Best Foot Forward“, 1943.

bezahlen sie für einen solchen Abend – viel Geld für die junge Generation der Rezeptionsgesellschaft.

Diskjockey Simon Selmon, der im „The 100 Club“ Titel von Artie Shaw und andere Evergreens auflegt, sagt: „Diese Leute haben die Disco-Musik satt. Hier tanzen sie Arm in Arm, und die Männer finden es wundervoll, daß die Tanzpartnerinnen zum Spiegel ihrer eigenen Bewegungen werden.“ „So ein Tanz“, sagt Louise Thwaite, die den Lindy-Hop unterrichtet, „ist wie eine Heirat für drei Minuten.“

Dabei sind die Forties-Epigonen geschlechtlich eher zurückhaltend: Die Männer benehmen sich wie Gentlemen, oder was sie sich darunter vorstellen.

Erotisch sind die Tänze, sagt Sally Phillips, 27. „wenn der Mann beispielsweise seine Beine spreizt und er dich am Boden da hindurch schwingt“. Aber die meisten suchen keinen Sex, sondern das, was sie wirklich missen: Flirts und Romanzen. Phillips: „Lindy ist sauberer Spaß und zugleich ein Kick – du brauchst keine Drogen.“

Wenn Diskjockey Selmon Pause macht, swingen „The Grahamophones“ los, eine elfköpfige Band, deren Mitglieder im Hauptberuf Konzertmusiker sind. Wild wirbeln die Paare in halsbrecherischen Formationen über den Holzfußboden, Frauen fliegen über Männerschultern, werden an den Hüften in die Luft gestemmt und herumgeschleudert – nicht zufällig wurde der Lindy-Hop nach dem Atlantikpiloten Charles Lindbergh benannt.

Am Ende des Abends schließlich wird der Gast in der originellsten Verkleidung mit einer Flasche Champagner prämiert. Diesmal gewinnt Andrew Mall, 28, der die Uniform eines Technical Sergeant der

US-Air Force trägt – stiehlt bis auf die Knöpfe, die er wegen seiner Leibesfülle etwas nach außen versetzen mußte.

„Ich liebe die Forties!“ schwärmt der Industriearbeiter, „mit den Tänzen verschaffe ich mir eine Lebenshaltung – so wie damals verwundete Soldaten zur moralischen Stabilisierung in Swing Dance unterrichtet wurden.“

So beliebt die vierziger Jahre bei den Jungen sind, so skeptisch stehen viele Ältere dem Revival gegenüber. Sie erinnern sich an eine Zeit, in der in England nicht Glamour, sondern Bombenalarm den Alltag prägte. „Mein Vater meint, die vierziger Jahre seien nicht gerade eine großartige Zeit gewesen“, sagt der Vierziger-Fan Maurice. Doch inzwischen hat sich Daddy das Musical über Nomax und die Five Guys angesehen – und jetzt geht er manchmal mit zum Tanzen.

Fernsehen

Über Gräber nach vorn

Heldentod eines Bundeswehrsoldaten in Somalia – mit aktuellen Fernsehspielen bringt die ARD Schwung ins Programm.

Ich hatt' einen Kameraden“ – die Trompete spielt, die Träne quillt, es ist passiert: Der erste deutsche Soldat, gefallen für Uno und Vaterland im fernen Somalia, heimgekehrt im Zinksarg, wird mit allem Pomp betrauert.

Es ist – zum Glück – noch nicht passiert, aber schon am Mittwoch dieser



Somalia-Film „Auch Engel können weinen“: Letzter Schritt

Woche im Fernsehen zu sehen: Ein TV-Stück des Westdeutschen Rundfunks (WDR) mit dem Titel „Auch Engel können sterben“ (Autor: Fred Breinersdorfer) versucht, die Problematik des Blauhelm-Einsatzes der Bundeswehr am Horn von Afrika klarzumachen*.

„Brandheiß“ heißt die WDR-Reihe, mit der sich Fernsehmacher in die Politik einmischen. Konzept ist, dicht an der Realität Fiktion mit Tatsachen zu spannenden, aktualitätsbezogenen Stücken zu verbinden – die öffentlich-rechtliche Antwort auf Reality-TV.

Ja, so könnte es sein: Da tritt ein General zur patriotischen Durchhalterede vor dem Katafalk an, und seine Worte klingen so stereotyp wie immer, wenn ein Soldat den außenpolitischen Geltungsdrang seiner Regierung mit dem Leben bezahlt hat. Der Tod des Fähnrichs Holger von Lucius markiere „den letzten Schritt Deutschlands in die Gemeinschaft der freien Völker dieser Welt“ – über Gräber nach vorn.

Die Großmutter von Lucius, Adel verpflichtet nicht immer, macht deutlich, was sie von solch markigen Trauerworten hält und spuckt dem Militär vor die Füße, als dieser kondoliert: Das Wort „Mörder“ ist deutlich zu vernehmen.

Breinersdorfer läßt eine konservative deutsche Offiziersfamilie zum dramatischen Konflikt antreten. Der Vater Konrad von Lucius (Edgar Boehlke) plant als Oberst die Logistik für den Somalia-Einsatz, während Sohn Holger (Johannes Hitzblech) zunächst zögert, sich aber pflichtbewußt freiwillig zum Vorauskommando ans Horn von Afrika meldet.

Es könne ja nichts passieren, versichert die Heeresführung – genau wie der Papa. Nur die pazifistische Großmutter Friederike (Grete Wurm) traut dem faulen Helferfrieden nicht und sucht vergebens, den geliebten Enkel vom Heldentod abzuhalten.

Breinersdorfer – Jurist, Leutnant der Reserve und als SPD-Bundestagskandidat im Gespräch – weiß aus eigener Anschauung, wie Politiker lügen und schönfärben können. Seine Familie von Lucius fällt zunächst auf die rhetorischen Tricks der Hardthöhe herein.

Anfangs glauben noch alle an die humanitäre Aufgabe, an den Bau von Wasserleitungen und Schulen „für arme Negerkinder“. Da ändert sich unter der



„Brandheiß“-Beitrag „Verkehr macht frei“: Betulicher Schulfunk

Hand der militärische Auftrag und wird zum tödlichen Job.

Aber das Fernsehen kennt noch Helden. So aufrecht wie sein Gang erweist sich auch die Gesinnung des Konrad von Lucius. Als ihn eine geheime Denkschrift über die wahre Absicht der Bundeswehrplaner aufklärt, verfällt er ins Grübeln, verweigert den Marschbefehl nach Mogadischu und quittiert den Dienst. Sein Vorgesetzter, der General Degen (Jürgen Reuter), verkörpert hingegen den neuen alten

Korpsgeist: „Der Spuk mit der Identitäts-Krise muß beendet werden!“

Das TV-Stück ist nicht nur bissig, es ist auch schnell. Normalerweise brauchen Fernsehspielabteilungen Jahre, bis ein aktueller Stoff verarbeitet ist. Drehbuchwürfe werden hin- und hergeschoben, Anstaltsgewaltige wiegen die Köpfe. Hier ging alles ruck, zuck.

Kaum waren die 240 Soldaten des Bundeswehr-Vorauskommandos nach Somalia abge-

flogen, machten sich die WDR-Leute an die Arbeit. In vier Wochen wurde produziert, vom Drehbuch bis zur Sendung. Regisseur Peter Ristau brachte dieses Tempo zwar Streß ein, aber auch ungeahnte Freiheiten: „Ich mußte auf keine technische Konvention achten und konnte drehen, was ich wollte“ – mit der Handkamera und in langen Einstellungen, sehr zur Freude der Schauspieler.

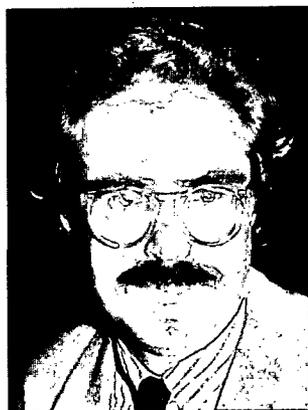
Das Ergebnis kann sich sehen lassen. In früheren Versuchen wurde die Stahlkrise zu einer Ruhrpott-Schnulze eingeschmolzen, die Abtreibungsproblematik geriet zum zähen Melodram oder das Thema Stau und Autobahn-Vignette („Verkehr macht frei“) zur matten Persiflage. Diesmal gelang ein freches und provozierendes Stück, das nicht mehr die Betulichkeit des gefürchteten Schulfunks hat.

Im vergreisten Apparat der ARD-Anstalten wirkte „Brandheiß“ wie eine Frischzellenkur. Techniker und Ausstatter, sonst unterfordert und zwischen Studiokulissen verschlissen, fühlten sich auf einmal gefragt und zum Teamgeist fähig.

Gedreht wurde die Eigenproduktion ausschließlich mit Personal des Senders. Sogar der Haushaltsansatz, mit 1,2 Millionen Mark für vier einstündige Fernsehspiele recht knapp bemessen, wurde eingehalten.

„Ich spüre richtig“, resümiert WDR-Redakteur und Produzent Martin Wiebel, „daß wir eine Lücke im Fernsehspielangebot besetzt haben. Die Ausrede, man könne keine politischen Stoffe mehr machen, gilt nicht mehr. Wir haben jetzt einen Fuß in der Tür.“

Wenn im Herbst die Programmkonferenz der Dritten zusammenkommt, steht die Frage an, ob das WDR-Experiment, das jetzt nach vier „Brandheiß“-Stücken endet, reihum zwölfmal im Jahr weiterproduziert werden kann. Dann kämen nicht nur Sender zum Zuge, die ihr Geld sonst in Koproduktionen stecken, sondern auch Autoren und Regisseure, die in ihrem Leben noch mehr vorhaben, als auf die Rente zuzuwachsen.



Produzent Wiebel
„Fuß in der Tür“

* ORB: 21.45 Uhr; West III: 22.00 Uhr; Hessen III: 22.15 Uhr; Nord III: 22.30 Uhr.